

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 93 (1984)
Heft: 8

Artikel: Das Janusgesicht der Entwicklungshilfe
Autor: Wiedmer-Zingg, Lys / Baumer, Jean-Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975525>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KASSETTENGESPRÄCH

Von Lys Wiedmer-Zingg

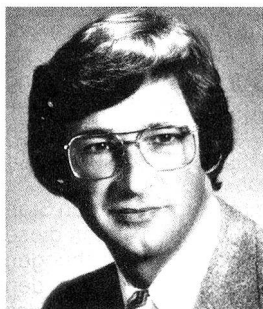
«**E**in Umdenken hat eingesetzt», sagt Professor Jean-Max Baumer, Professor an der Hochschule St. Gallen, mit dem «Actio» ein aufschlussreiches Kassettengespräch führte. Um den Gedankenfluss nicht zu stören, sind alle Fragen der Redaktion in der Schlussfassung «weggeschnitten» worden.

Entwicklungshilfe westlicher Prägung entstand aus Angst vor dem Kommunismus.

Eine eigentliche Entwicklungshilfe für die Länder der Dritten und Vierten Welt begann erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie wurde motiviert durch den immer klarer zu Tage tretenden Ost-West-Konflikt. Man fürchtete zunehmenden Einfluss der Ostblockstaaten auf die weniger privilegierten Länder.

Der Westen hat versucht, in Siebenmeilenstiefeln die Entwicklungsländer zu industrialisieren.

In der westlichen Welt haben sich die Staaten in drei-



Jean-Max Baumer ist ao. Professor der Volkswirtschaft an der Hochschule St. Gallen und Direktor des ILE, des Instituts für Lateinamerikaforschung und Entwicklungszusammenarbeit. Neben der Lateinamerikaforschung nimmt darin ein anderer Bereich, nämlich die Kontaktstelle für angepasste Technik (SKAT), einen immer breiteren Raum ein.

hundert bis vierhundert Jahren zu Industriestaaten entwickelt.

Die Anpassung erfolgte also gleitend. Unsere ganze Entwicklungstheorie vor dreissig Jahren war darauf angelegt, die armen Länder hätten die reichen Länder bloss zu imitieren, um alle Probleme zu lösen.

Man sagte sich bei uns, das ist ja wunderbar, innert kürzester Zeit können diese Länder industrialisiert werden. Wozu

Das Janusgesicht der Entwicklungshilfe

Die Entwicklungshilfe hat im Moment keine gute Presse. Ist sie tatsächlich so kontraproduktiv, wie sie viele Leute darstellen?

Die Anekdoten von in der Wüste vergammelten Traktoren, von Milchpulver, das zum Weisseln von Ställen verwendet wurde, von Nahrungsmitteln und Geldern, die nie die Ärmsten der Armen erreichten, überwuchern auch positivste Tätigkeiten.

wir Jahrhunderte brauchen, dazu brauchen sie nur Jahrzehnte. Das technische Know-how ist ja vorhanden! Dann erschliessen sich neue Märkte für unsere Waren.

Dass dieses Konzept ein grosser Irrtum gewesen ist, sieht man heute ein.

In einem Entwicklungsprozess gibt es mindestens drei Ebenen zu berücksichtigen: eine kulturelle Ebene, eine gesellschaftliche Ebene und eine wirtschaftliche Ebene.

Nun ist es relativ leicht, irgendwo in einem Entwicklungsland ein Hotel, eine Fabrikanlage, eine Getreidemühle, einen Staudamm zu bauen. Viel schwieriger ist es bereits, ein Hotel oder eine Fabrikanlage usw. zu managen. Es fehlt an genügend geschulten Einheimischen, um diese Betriebe funktionstüchtig zu halten.

Das ist bereits eine viel anspruchsvollere Aufgabe in der Entwicklungszusammenarbeit, die aber zu bewältigen wäre.

Eine unvorstellbar schwierigere Aufgabe, die wir überhaupt nicht beherrschen, ist es, abzuschätzen, ob ein solches Projekt auch in das gesellschaftlich-kulturell-soziale Umfeld passt.

Hier sind wohl die grössten Fehler passiert.

Wir stehen heute dem Problem einer dualen Gesellschaft in den Entwicklungsländern gegenüber.

Auf der einen Seite ist da ein grosser traditioneller Bereich, auf der andern Seite eine zu rasch gewachsene, nach westlichem Muster geprägte Industriewelt.

Wir müssen sehen, dass die von uns übernommene Industrialisierung nur sehr wenige

Menschen in diesen Staaten begünstigt. Im Verhältnis zu denen, die in einer Fabrik Arbeit und Brot finden, sind die anderen, die an den verslumten Stadträndern und auf dem Lande auf Arbeit hoffen, weit in der Überzahl.

Doch wenn wir heute, 1984, sagen würden, alles war falsch, dann ist das keine Lösung.

Vieles ist falsch, aber nicht alles!

Es haben mittlerweile grosse Lern- und Denkprozesse stattgefunden. Nicht nur bei uns, sondern auch in den Entwicklungsländern.

Davon nehmen leider sowohl die Medien wie die Politiker zu wenig Kenntnis.

Was heisst das eigentlich, Modernisierung einer Gesellschaft? Das ist die zentrale Frage, die man sich zu stellen hat.

Die technische Modernisierung ist machbar, das ist kein Problem. Aber schon das Organisieren eines wirtschaftlichen Managements ist bedeutend komplexer. Wo unser Wissen, wie ich bereits gesagt

habe, gleich Null ist, dreht es sich um gesellschaftliche und traditionelle Gegebenheiten.

Ein englischer Philosoph sprach einmal in seinem Vortrag vom «Helfen ohne zu schaden». Das ist es, was wir lernen müssen. Die Frage, soll man überhaupt helfen, ist müssig.

Das ganze soziale Geschehen besteht aus der Komponente gegenseitiger Information. Der gegenseitige Lernprozess ist ungeheuer wichtig.

Wir können nicht entscheiden, was für die anderen richtig ist. Diejenigen, denen wir helfen wollen, müssen uns sagen, was sie für richtig halten.

Wenn wir Hilfe zum Zweck einer schnellen Imitations-Industrialisierung betreiben, um unseren eigenen Überschuss loszuwerden, dann wirkt sich das mit Bestimmtheit letztendlich negativ aus. Denn das ist sicher nicht im Sinne der echten Bedürftigen.

Wenn aber unsere Hilfe zum Ziel hat, den Bedürftigen so zu helfen, dass sie sich selber helfen lernen, dann kann man dazu ja sagen.

Die Schweiz gehört rein quantitativ nicht zu den grosszügigen Geberländern.

Norwegen, Schweden und die Niederlande sind weit grosszügiger. Quantitativ sind wir am Schluss des Zuges, was die staatliche Entwicklungshilfe angeht.

Dafür wird unsere Entwicklungsarbeit als qualitativ sehr



Die anderen...

gut beurteilt, und wir haben nun ein ausgesprochen progressives Bundesgesetz über die Entwicklungszusammenarbeit, die für einen eher konservativen Staat wie die Schweiz eher erstaunlich ist.

Im Übrigen stellt sich die Schweiz in hohem Masse als Kapitalmarkt zur Verfügung, in Zusammenarbeit mit den Weltbanken. Zum oftmals gehörten Vorwurf der Fluchtgelder, die in den Schweizer Banken gehortet liegen, (dies ist ein weltweites Problem), kann man nur sagen, das gibt es auch in anderen Ländern. Bei uns wird dafür gesorgt, dass sie in Form von günstigen Anleihen wieder in diese Länder zurückgehen. Der Kapitalexport der Schweiz in Länder der Dritten und Vierten Welt ist enorm hoch und hat verschiedene Gesichter. Ein grosser Teil dieser Gelder wird in seriöse, langfristige landwirtschaftliche Projekte investiert. Die Schweiz ist hier, verglichen mit Amerika, extrem beweglich.

Heute wird gern argumentiert, jede Form von Entwicklungshilfe sei Kulturerstörung. Das ist wieder eine Übertreibung auf die andere Seite.

Jede Entwicklung ist Veränderungen unterworfen. Wir können weder für eine Stagnation plädieren noch für den gegenwärtigen Ist-Zustand. Der Wandel muss stattfinden, aber mit zwei klaren Begrenzungen.

Er muss endogen sein, also vom Ort, der Hilfe erwartet, ausgehen. Die Ideen, wie sich dieser Wandel abzuspielen hat, müssen ebenfalls dort entstehen.

Wir können solche Entwicklungen nur beratend und finanzierend sehr vorsichtig unterstützen.

Das Gravitationszentrum muss bei den Entwicklungsländern liegen. Sonst sind wir sofort wieder versucht, gleichzeitig mit Hilfe unsere Wertvorstellungen zu exportieren.

Die zweite Erkenntnis: Alles geht langsam, viel langsamer, als wir alle uns das je vorgestellt haben.

Das ist eine Erfahrung, die ich am eigenen Leibe gemacht habe.

Es wird unsere Hilfe auch in Zukunft aus vielen Gründen brauchen.

In den Armutsgesellschaften gibt es zwar kleine Inseln von Modernität, in Städten etwa mit modernen Anlagen und Hochschulen. Doch dazu haben nur wenige Zugang. Es profitieren davon nur einzelne. Jeder Schritt zur Modernität kommt in der Regel den bereits Bevorzugten zugute.

Unser Problem ist nun, wie gelangen wir mit unserer Hilfe direkt dorthin, wo sie am dringendsten benötigt wird? Wie können wir verhindern, dass sie nicht auf sieben Kanälen immer wieder dorthin geleitet wird, wo sie nicht hingehört?

In der Entwicklungszusammenarbeit spricht man denn auch von einem «link to the grass roots». Man gibt sich nicht mehr damit zufrieden, Geld der Regierung zu geben, die dann beschliesst, was damit zu geschehen hat. Diese Bewegung ist neu. So möchte man verhindern, dass die Gelder versickern. In Zusammenarbeit von Industriestaaten mit nichtstaatlichen Organisationen, die von den Regierungen

der Entwicklungsländer durchaus anerkannt und respektiert werden (nicht selten sogar von der politischen Opposition), arbeiten Basisgruppen in Dörfern und ländlichen Gegenden und in den Slums. Sie sind ständig im Kontakt mit denen, welchen es wirklich schlecht geht. Diese Hilfe ist direkt und wird nicht über sieben Entwicklungshilfsagenturen an Schreibtischen abgeändert. Sie betrifft die wirklich Bedürftigen. Sie kümmert sich um die Befriedigung der Grundbedürfnisse: Unter- oder Missernährung, Gesundheit, Bildung und Wohnverhältnisse. Um diese Grundbedürfnisse geht es denn auch bei rund 90% der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit.

Es ist eine vertretbare, würdige und bitter notwendige Hilfe.

Es ist eine Hilfe der kleinen Schritte, die sich als Zukunftsmodell herauskristallisiert.

Jede Entwicklung, auch bei uns in der Schweiz, benötigt Generationen.

Wenn die Entwicklungshilfe einen kleinen Betrieb unterstützt, der dann wegen der Konkurrenz eines grossen Betriebes an die Wand gedrückt wird, ist das zwar ein Schritt zurück. Aber diese Menschen haben doch etwas gelernt. Sie haben etwas erfahren. Sie haben erlebt, dass es geht und wie es geht.

Nur ein Mensch, der persönlich nicht vom Elend dieser Welt betroffen ist, kann «es wagen» zu sagen, das grosse Sterben in den ärmsten der armen Länder entspricht einer natürlichen Selektion.

Jährlich sterben 50 Mio. Menschen an Falsch- oder Unterernährung. Davon sind über die Hälfte Kinder. Wer das einmal persönlich miterlebt hat, kann es nie mehr vergessen und weiss zuinnerst, dass das vom menschlichen Standpunkt aus einfach nicht vertretbar ist.

Die Weissen haben die Länder anderer Rassen ausgenutzt zur Erkundung und Eroberung der Welt. Vor 500 Jahren sind wir in Südamerika auf Gesellschaften gestossen, die selbsterhaltend waren – obschon sie nach unserer Ansicht als Primitive galten. In

der Sprache der Indianer gibt es kein Wort für den Begriff Hunger. Vermutlich, weil sie ihn nicht kannten.

Die Indianer verfügten nur über Pfeile und Bogen. Die Eroberer über Schiesspulver und Flinten. Nicht der, der den grösseren Wertvorstellungen verpflichtet war, hat den anderen unterworfen!

Wir haben heute von den Entwicklungsländern zu lernen, dass es andere Prioritäten in den Wertvorstellungen gibt als unsere.

Ich bin überzeugt davon, dass das Boot Erde nicht voll ist.

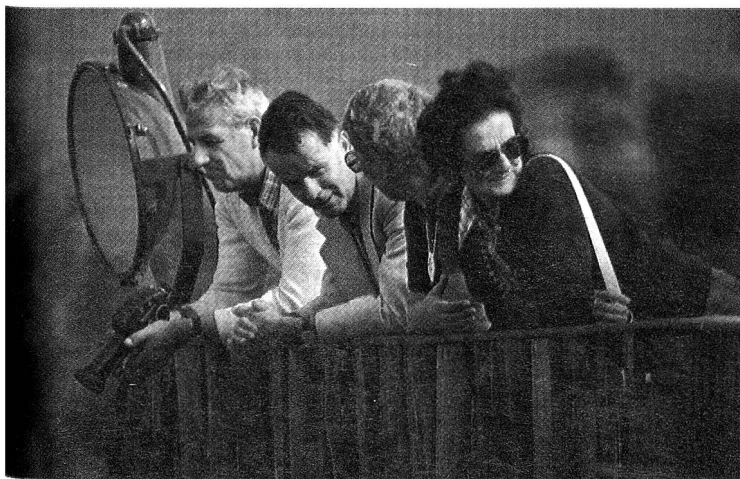
Die Welt ist an sich noch lange nicht überbevölkert. Selbst in Indien nicht.

Nur wenn wir uns weiterhin so verhalten, dann sind wir zu viele. Nicht absolut, aber weil wir uns gegenseitig am Überleben hindern. Wir verhalten uns, wie es die Natur nicht verdient! Nicht die Frage der Zahl der Menschen auf dieser Erde, sondern die Frage der Anbaumethoden wird über die Zukunft entscheiden. Wenn wir nur die Güter, die wir brauchen, produzieren, dann trägt es selbst das Vierfache der heutigen Weltbevölkerung.

Heute geben die Weltbanken nicht bloss für gigantische Industrieprojekte Kredite, sondern auch einem einfachen Bergbauern in Nepal, wenn er Initiative zeigt.

Man hat Kleinheit als angepasstes Mittel erkannt, Zukunft aufzubauen. Dazu werden traditionelle Technologien angewandt, die den Menschen vertraut sind und laufend durch Beratung weiterentwickelt werden können.

In der Entwicklungshilfe müssen wir lernen, Menschen im Wiederentdecken ihrer eigenen Fähigkeiten zu unterstützen. Das sind keine spektakulären Programme. Bis wir von echter Partnerschaft zwischen denen, die helfen, und jenen, denen geholfen wird, sprechen können, ist noch ein langer Weg. Nicht in Siebenmeilenstiefeln, sondern im Zeitlupentempo geht der gegenseitige Lernprozess weiter. □



... und wir